

Ulrich MAI, Bielefeld

Die liederliche Landschaft: Ethnische Stereotype unter Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren

Summary

Only a small minority of ethnic Germans have remained in Masuria, Poland, after World War II. The article attempts to categorize ethnic stereotypes among the elder generation of Germans in Masuria that are supposed to depict and understand Polish and Ukrainian neighbours. Three major categories of ethnic stereotypes are identified, viz. the “Polish Economy” which has a long history in German perception reaching far back into the 18th century, then the “itinerant Polish neighbour”, finally, more benevolent, the concept of the “reasonable Ukrainian peasant”. All stereotypes serve to convey the idea of denying to non-German neighbours the right of settling down for good in a region that is still considered German in terms of history and invested work achievement. The last chapter attempts to account for the persistence of unfriendly stereotypes despite obvious conditions of social integration in interethnic neighbourhoods. This is indeed considered a corollary of traumatic experiences of ethnic discrimination in the early post-war period and the universal endeavour to maintain individual and collective self-respect.

1 Vorbemerkungen: Über das Wesen des ethnischen Stereotyps

Stereotype sind ein Ergebnis menschlicher Bemühungen, die soziale Wirklichkeit in Denkkategorien zu ordnen und verständlich zu machen. Dahinter verbirgt sich die schlichte Notwendigkeit, die ungeheure Komplexität von Informationen über Menschen zu reduzieren, indem diese nach Kategorien gemeinsamer Merkmale eingeteilt werden. Solche „essentiellen“ Merkmale können die Hautfarbe sein, aber natürlich auch Nationalität, Geschlecht, Alter, Beruf, selbst der Wohnort. Der „Sinn“ einer solchen kognitiven Gruppierung von Personen besteht darin, dass allen Trägern desselben fraglichen Merkmals grundsätzlich gleiche Eigenschaften unterstellt werden können, die allerdings weit über den eigentlichen Charakter des Merkmales hinausgehen, und also auch gleich beurteilt werden können (WINTERMANTEL 1994, 84). CZYZEWSKI et al. sprechen gar von einem „kanonischen

Wissen“ über die Vertreter der Merkmalsgruppe, das Kenntnisse über Eigenschaften, Haltungen und Aktivitäten beinhaltet, „die sich nur daraus speisen, dass man eine Person einer Kategorie zuordnen kann“ (1995, 38f.)

Nun sollte man sich hüten, soziale und insbesondere ethnische Stereotype mit der „Harmlosigkeit“ anderer Denkkategorien gleichzusetzen. So lässt sich in allen Kulturen und Gesellschaften empirisch leicht nachweisen, dass Stereotype von Fremdgruppen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – eher abwertender Natur sind, wobei freilich der Grad der Abwertung offenbar etwas mit der Qualität der historischen oder aktuellen Beziehung zwischen Fremd- und Eigengruppe zu tun hat. Jedenfalls haben Stereotype, besonders in Krisenzeiten und in Zeiten raschen sozialen und ökonomischen Wandels Konjunktur, so etwa in der humoristischen Variante des „Polenwitzes“ nach dem Ende des Kalten Krieges. Andererseits ist eine erstaunliche – besser: erschütternde – Kontinuität bzw. Überlebensfähigkeit mancher Stereotype über wechselvolle historische Zeiträume zu verzeichnen. Zu ihnen gehört etwa der Topos von der „polnischen Wirtschaft“, eines zählebigen „Karrieristen“ unter den ethnischen Stereotypen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts (ORLOWSKI 1994). Er versteckt sich bis heute in mancherlei Fremdbild der Deutschen von den Polen und soll weiter unten näher analysiert werden.

Der Zusammenhang von Fremdwahrnehmung und Identität wird besonders von der Theorie des symbolischen Interaktionismus betont: In der Kommunikation sieht sich das Individuum in der Rolle des anderen. „Indem es sich selbst in der Rolle eines anderen anspricht, erfährt es sich selbst“ (MEAD 1969, 220). In diesem Sinne setzt Selbstwahrnehmung – und eben auch Identität – immer auch „den anderen“ voraus. Anders ausgedrückt: die anderen sind gleichsam der Spiegel, in dem sich das Individuum (wie Kollektive) ein Bild von sich machen können, oder: „„Identität“ sind meine Vorstellungen von dem Bild, das andere von mir haben“ (HECKMANN 1992, 196).

Der kulturelle Universalismus negativer Stereotype von Fremdgruppen legt den Schluss nahe, dass die Abwertung anderer Gruppen die eigene kollektive Identität stärkt: nicht nur trägt sie durch die Konstruktion von Differenz zur Abgrenzung und damit Selbstdefinition bei, sondern bestätigt über das positive Komplementär des Fremdbildes das Gefühl eigener Überlegenheit, mit dem wiederum die soziale Kohäsion gefördert wird. Feindliche, gar gewalttätige Handlungen, gehen im Übrigen meist mit abwertenden ethnischen Stereotypen, gleichzeitig dem Glauben an die eigene Überlegenheit, einher. Da soziale Identität aber keineswegs objektiver bzw. statischer Natur ist, sondern durch soziales Handeln kontinuierlich neu bestätigt werden muss, kommt dem Gebrauch ethnischer Stereotype im „tradierten Kommunikationshaushalt“ der Gesellschaft besondere Bedeutung zu, zumal offenbar gerade mit ihnen Gewissheiten über soziale Zugehörigkeit ver-

mittelt werden (CZYZEWSKI et al. 1995, 34 u. 38). Im anhaltenden Bedarf solcher sozialer Gewissheiten seit Entstehung der europäischen Nationalstaaten dürfte im Übrigen auch der Grund für die angesprochene Langlebigkeit mancher ethnischer Stereotype liegen, die, längst unbrauchbar für das Verständnis der fremden Gruppe, in appellativer Weise direkt oder indirekt eher Selbstbilder transportieren: „wenn man über andere spricht, spricht man in Wirklichkeit nur über sich selbst“ (OSTERGARD 1991, 145, zit. von CZYZEWSKI et al. 1995, 60). Tatsächlich ist gerade im Rückschluss auf ethnische Selbstbilder der eigentliche Wert und wissenschaftliche Reiz der Analyse von Fremd-Stereotypen zu sehen.

Schließlich ist anzumerken, dass ethnische Stereotype als Teil kultureller Orientierungen im Prozess der Sozialisation gelernt werden. Erfahrungen spielen offenbar dabei eher eine untergeordnete Bedeutung, und es wird im Folgenden zu zeigen sein, dass ethnische Stereotype sogar ausgesprochen resistent gegenüber persönlichen Erfahrungen sein können. Allerdings suchen gerade staatliche Ideologien mit der Mythologisierung und Konservierung leidvoller oder auch heroischer kollektiver Erfahrungen aus der Geschichte die Plausibilität von Stereotypen zu erhöhen. Die solcherlei produzierten Feindbilder dienen wiederum der Stärkung sozialer Kohäsion und Solidarität nach innen, nicht selten auch der Verlagerung von politischer Verantwortung auf die Fremdgruppe nach außen.

2 Die deutsche Minderheit in Masuren: Historische und biographische Erfahrungen mit dem Fremden

Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges blieb das Fremde im Wesentlichen auf die Welten jenseits der geschlossenen Horizonte des masurischen Dorflebens beschränkt. Der Einfluss von Militärdienst und Arbeitsmigration auf ländliche Wertorientierungen blieb begrenzt, und auch die gelegentliche Anwesenheit polnischer Saisonarbeiter vollzog sich nach dem gewohnten Muster sozialer Ungleichheit und tradiertem Selbst- und Fremdbilder. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen hatte die nationale, erst recht die nationalsozialistische Propaganda für ein klares Bild von den Fremden jenseits der nahe Grenze gesorgt. Allerdings fiel es nach dem Einfall der Russen 1914 zu Beginn des Ersten Weltkrieges leicht Ängste zu schüren, dann auch nach der siegreichen Schlacht von Tannenberg noch im selben Jahr und im Vorfeld der Volksabstimmung 1920, die mit einem überwältigenden Ergebnis zugunsten des Verbleibs im Deutschen Reich endete. Die nationalistische Hochstimmung sollte noch lange anhalten, vor allem gelang es staatlicher Ideologie in Masuren, Nationalismus mit Heimmattreue zu vermengen: das Bekenntnis zum Reich war damit nicht nur ein Treueschwur auf die engen dörflichen Lebensverhältnisse, sondern auch die fatale Identi-

fikation des Fremden, Bösen mit dem „Un-Deutschen“ von jenseits der nahen Grenze. Diese nationalistischen Einstellungen wurden noch verschärft durch die ideologische Fanatisierung im Zweiten Weltkrieg, der auf deutscher Seite erklärtermaßen gegen den „slawischen Untermenschen“ geführt wurde. Mit den so geprägten Einstellungs- und Wahrnehmungsmustern also begegneten die nach dem Krieg in Masuren verbliebenen Deutschen¹ den Sowjets, Polen und Ukrainern, dann allerdings unter völlig verkehrten Machtverhältnissen.

Die Erfahrungen derjenigen, die bei Kriegsende 1945 zurückgeblieben waren, sei es weil ihnen die Flucht vor der Roten Armee nicht rechtzeitig gelang oder weil sie entschlossen waren, ihre Heimat nicht zu verlassen, waren ohne Zweifel in der Regel furchtbar. Hier soll nicht auf Details zu gewalttätigen Übergriffen gegen die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung einzugehen werden². Immerhin sei vermerkt, dass in den Interviews³, die mit Angehörigen der älteren Generation, die sich noch an die damaligen

¹ Im Folgenden soll, anders als in der polnischen Diskussion normalerweise, nicht zwischen Deutschen und Masuren unterschieden werden. Nach der offiziellen polnischen Sprachregelung sind Masuren, der größte Teil der Landbevölkerung also, zwangsgermanisierte Polen, deren Vorfahren seit dem Mittelalter vor allem aus Masowien eingewandert waren und bis in dieses Jahrhundert – trotz protestantischer Religion und des unstrittigen Einflusses des preußischen Schulwesens – alte slawische Sitten und Gebräuche, auch das Masurische als polnischen Dialekt, beibehalten hatten. Die massenweise Aussiedlung auch der masurischen Landbevölkerung aufgrund freier Entscheidung nach Deutschland und ihre, nicht zuletzt unter dem Eindruck der Diskriminierung als Deutsche im Alltag, klare Selbstdefinition als Deutsche legt allerdings den Verzicht auf eine solche Unterscheidung zwischen Masuren und Deutschen nahe: ethnische Identität als soziale Konstruktion folgt eben nicht immer der vermeintlichen Logik historisch verbriefteter Genealogie, sondern ist in ihrer ethischen Qualität eher der Dynamik und Evidenz aktueller Lebenslagen unterworfen. Siehe dazu auch BELZYT 1996 und MARTIN 1997.

² Zu den Begleitumständen der Vertreibung siehe: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Hg. v. Bundesministerium für Vertriebene. Bonn 1953.

³ Die Interviews wurden während ethnographisch orientierter Feldforschungen im Rahmen des deutsch-polnischen, von der VW-Stiftung finanzierten, Forschungsprojektes „Die soziale Konstruktion von Heimat: Symbolische Aneignung und interethnische Beziehungen im ländlichen Masuren“ in den Sommermonaten 1995–1997 durchgeführt. Alle hier aufgeführten Interviewtranskripte stammen aus Gesprächen mit Angehörigen der deutschen Minderheit, die zum Zeitpunkt der Interviews 58 Jahre und älter waren und sich an das Kriegsende 1945 gut erinnern konnten. Alle Interviews wurden in deutscher Sprache geführt und orientierten sich in der Durchführung an der Methode des Leitfadenterviews, die mit der offenen Gestaltung der Interviewsituation dem Interviewpartner die Freiheit lässt, eigene Sichtweisen in längeren narrativen Passagen auszudrücken (FLICK 1999, 94ff.). Komplementäre qualitative Methode war jene der teilnehmenden Beobachtung, mit der über die Teilnahme an dörflichen Alltagsverrichtungen Informationen über Nachbarschaft, soziale Netzwerke, Haushaltsökonomie etc. gesammelt wurden. Teilnehmende Beobachtung schuf im Übrigen ein gewisses Vertrauensverhältnis, das sich auch positiv auf die Offenheit der Leitfrageninterviews auswirkte.

Gesehnisse erinnern konnten, geführt wurden, in erschreckender Häufigkeit von der Ermordung älterer Familienangehöriger die Rede war, ebenso von der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen, von der Deportation von Frauen⁴ und älteren Männern nach Sibirien, die kaum je zurückkamen, aber auch von der Ausplünderung der Höfe durch Angehörige der Roten Armee und später polnische Banden.

Auch nach der Etablierung der polnischen Verwaltung hielt die Diskriminierung der zurückgebliebenen Deutschen an: so war der Gebrauch der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit untersagt, Behördenwillkür begünstigte vor allem in der Konkurrenz mit polnischen Neusiedlern unverblühte Benachteiligung, in zahlreichen Fällen wurden Familien noch in der Zeit der polnischen Neuansiedlung von ihren Höfen vertrieben. Hinzu kam die „normale“ ethnische Diskriminierung im Alltag durch Nachbarn und Arbeitskollegen.

Das Kriegsende und die darauf folgenden Wirren bedeuteten also für die einheimischen Deutschen nicht einfach den Verlust alter lebensweltlicher Gewissheiten. Vielmehr brach die im Prozess der Sozialisation erworbene Welt normativer Orientierungen, von Urvertrauen in die alte Kontinuität dörflicher sozialer Beziehungen und in die Plausibilität alter Lebensentwürfe angesichts der neuen Lebensverhältnisse weitgehend zusammen. Die Folge war eine vehemente Erschütterung der Persönlichkeit, die sich nicht nur mit den im Alltag evidenten Widersprüchen zwischen erlerntem Selbst- und Feindbild auseinander zusetzen hatte, sondern auch noch die Diskriminierung und Schuldzuweisungen der neuen polnischen Nachbarn auszuhalten musste. So liegen denn auch die Ursachen für die massenhafte Aussiedlung der Deutschen in der Nachkriegszeit nicht nur in der Verschlechterung der materiellen Lebensverhältnisse, sondern auch in der sozialpsychologischen Destabilisierung im Zuge der polnischen Neubesiedlung⁵. Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit die Erfahrungen mit den polnischen Nachbarn zu einer Veränderung der alten ethnischen Stereotype geführt haben und welche Rückschlüsse diese auf das Selbstbild der Angehörigen der deutschen Minderheit zulassen.

3 „Polnische Wirtschaft“: Arbeitsmoral

Auf die Frage, wie die polnischen Nachbarn nach dem Krieg gewirtschaftet haben, antwortet ein deutscher Bauer in einem Interview:

⁴ Zum Schicksal deportierter deutscher Frauen siehe KLIER 1998.

⁵ Zur Frage der Krisenbewältigung durch Angehörige der deutschen Minderheit in Masuren in der Nachkriegszeit siehe MAI 2001. Zum besonderen Thema sozialer Codierung in ethnisch gemischten masurischen Nachbarschaften siehe MAI 1998.

A. ... die haben alles nicht so gewirtschaftet wie die Deutschen. Das muss man sagen. Das war direkt, wie man so sagt, eine richtige polnische Wirtschaft.

F. Und warum hat das bei den Polen nicht geklappt?

A. Das ging einfach nicht.

F. Warum nicht?

A. Immer, immer war da was nicht richtig bearbeitet. Dann gingen unsere Bauern, die Deutschen, die haben ..., die Felder konnte man wenigstens ansehen. Und da wuchs nachher schon das Kraut, wie anfang zu wachsen bei dem auf dem Felde, beim Polen ... Immer mehr, immer mehr und dann vernachlässigten ein bisschen, und dann hatten auch die Maschinen nicht gehabt ... Ja, man kann sagen, die Kosmetik war [vor dem Krieg, UM] so besser, mehr so. Man hat nicht gesehen so viel Unkraut auf den Grenzen, oder, oder die Wege so vernichtet, oder auch so das Getreide, das war doch so angenehm zu ansehen, nicht, da wuchs doch das Getreide. Und jedes Eckchen war richtig ausgeackert.

Schon beim ersten Lesen fallen die dichotomischen Paare zugewiesener Einstellungen, Tugenden und Untugenden von deutschen und polnischen Bauern auf:

unsere Bauern, die Deutschen	beim Polen, polnische Wirtschaft
Getreide	(Un-)Kraut ⁶
Kosmetik (Pflege, Sorgfalt)	vernachlässigt
ausgeackert (genutzt)	vernichtet (vergeudet)
angenehm (schön)	(hässlich, unansehnlich)

Danach lässt der Sprecher zunächst keinen Zweifel bezüglich der eigenen sozialen Zugehörigkeit aufkommen („unsere Bauern, die Deutschen“), zumal generalisierend und wertend über Deutsche und Polen gesprochen wird. Letzteren wird vor allem die Vernachlässigung des Bodens vorgeworfen. Natürlich ist dies im Koordinatensystem bäuerlicher Arbeitsethik ein besonders schwerwiegender Vorwurf, da ein Vergehen an den bewährten Prinzipien des Umganges mit dem Acker als Produktionsmittel unterstellt wird, noch gesteigert mit dem Attribut der „Vernichtung“. Der Interviewauszug enthält im Übrigen den diachronen Vergleich des Zustandes von damals und heute, d.h. aber auch von deutschen und polnischen Verhält-

⁶ In Klammern unausgesprochene, aber implizierte Merkmale.

nissen, und weist damit latent über den Betrachtungsgegenstand bäuerlicher Landschaft und den sich in ihr gleichsam empirisch belegten Eigenschaften und Einstellungen von deutschen und polnischen Bauern hinaus: so wie „richtige polnische Wirtschaft“ weitaus mehr indiziert als Zusammenhänge der Landwirtschaft und gar der Wirtschaft insgesamt, seien eben grundsätzlich Sorgfalt und Fleiß deutsche Tugenden und Nachlässigkeit eine polnische Untugend. Im Übrigen hat man den Eindruck, dass auch mit der Ästhetisierung von deutschen Tugenden (Getreidefelder sind angenehm anzusehen = Unkraut ist hässlich) der Versuch gemacht, den Tenor der Aussage unstrittig zu machen.

Man sieht, wie das ethnische Stereotyp von der „polnischen Wirtschaft“ in seiner Bedeutung von Nachlässigkeit, Unordnung, gar Unsauberkeit seine Entsprechung in der Wahrnehmung der bäuerlichen Landschaft hat. Selbstverständlich war – wie in weiten Teilen Europas – die bäuerliche Kulturlandschaft in Masuren Veränderungen unterworfen, nach dem Krieg infolge des höheren Subsistenzanteiles der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, nach der Wende aber auch wegen der z.T. starken Extensivierung infolge fehlender Arbeitskräfte oder Aufgabe der staatlichen Güter (PGR). Jedenfalls überrascht das Maß der Ethnisierung in der Wahrnehmung von offensichtlich fremd erscheinenden Landschaftselementen, ebenso in der Zuschreibung von Verantwortung für den Zustand der Landschaft. Immerhin wird eingeräumt, dass nicht allen polnischen Neusiedlern anfangs Maschinen für die Bearbeitung des Ackers zur Verfügung standen. Insgesamt drängt sich aber der Eindruck auf, dass auch dort, wo die Ursachen für Brache und Verunkrautung von Feldrainen offensichtlich im Bereich betriebswirtschaftlicher Zwänge liegen, die Erklärungsmuster alten ethnischen Stereotypen folgen, die auf dem Hintergrund unstrittiger Sollvorstellungen von den „geregelten Verhältnissen“ der deutschen Zeit den Charakter offener Schuldzuweisungen annehmen.

Neben dem Unkraut als geläufige Metapher für Nachlässigkeit, Unordnung und fehlenden Fleiß erscheint des öfteren das Bild von der verrutschten Dachpfanne, die nicht wieder zurechtgelegt oder erneuert wird und so den allmählichen Verfall des Hauses einleitet:

„Also wenn, wenn jemand kommt und fremdes Eigentum in Besitz nimmt und dafür nicht viel zu bezahlen braucht, ja, der bekommt es fast umsonst, denn achtet er das nicht. Ja, und denn, na ja von der Dachpfanne fängt es an, ja. Von einer, von zwei und dann geht das Dach erst kaputt und dann so weiter und so weiter. Es wird nicht mehr zurecht gemacht. Und dann verfällt das mit der Zeit, ja. Inzwischen wird der Bauer, der Besitzer wird alt, wird Rentner und die Kinder gehen in einen anderen Beruf.“

Zweifellos hat das Bild von der Dachpfanne eine gewisse Plausibilität: wer Wert darauf legt, dass sein Haus erhalten bleibt, wird nach jedem Sturm sein Dach auf Undichtigkeit überprüfen und eventuell Dachpfannen ersetzen. Aufschlussreich ist in dem Interviewauszug aber, dass ein logischer Zusammenhang hergestellt wird zwischen der Art und Weise der Inbesitznahme des Hofes und der unterstellten Zwangsläufigkeit seines Verfalls. Gemeint ist hier natürlich wiederum die soziale Kategorie der Polen, die nach dem Kriege tatsächlich kostenlos oder unter zweifellos günstigen Bedingungen im Zuge der Neubesiedlung ehemalige deutsche Höfe zugewiesen bekamen. Ist schon die Inbesitznahme „fremden Eigentums“, zudem „fast umsonst“, moralisch bedenklich, wenn nicht gar die Konnotation von Diebstahl impliziert ist, so hat zumindest Eigentum seinen Preis im Sinne von Sorgfalt, Pflege, Ordnung und natürlich Arbeit. Man sieht, dass auch hier den polnischen Nachbarn diese Tugenden, die als typisch deutsch wahrgenommen werden, mit dem Verweis auf den baulichen Zustand mancher Höfe grundsätzlich abgestritten werden. Jedenfalls dient der Verweis auf den Zustand der Häuser bzw. Höfe, ähnlich jenem auf die Felder, dem Beweis kollektiver Nachlässigkeit der polnischen Nachbarn, überhaupt ihres Unvermögens, das deutsche Erbe zu pflegen, und sicherlich ist eben diese Unterstellung auch eine implizite grundsätzliche Infragestellung der moralischen Rechtmäßigkeit der Ansiedlung durch Polen.

„Alles hat seinen Preis“, so etwa könnte man das ökonomische oder auch moralische Motto der obigen Aussage also zusammenfassen: zwar gehört der Lotteriegewinn, d.h. die reiche Ernte trotz fehlenden oder minimalen Aufwandes, zur ökonomischen Variante menschlicher Träume, doch wird er von Dritten in der Regel als widernatürlich wahrgenommen, zumal von masurischen Bauern, in deren jahrhundertealten Wertesystem eine Ernte nur für harte Arbeit zu haben ist, übrigens auch der Jungbauer den ererbten Hof erst „verdienen“ muss. Aus dieser Perspektive ist die Übernahme alter deutscher Höfe durch polnische Neusiedler ein Vergehen gegen das bäuerliche Naturgesetz von Aufwand/Arbeit und Ertrag, der Verfall der Höfe die natürliche Bestrafung dafür.

Auch hier enthält der Interviewauszug einen zeitlichen Aspekt, der sich nicht nur auf den mit der deplatzierten Dachpfanne beginnenden materiellen Verfall bezieht, sondern ebenso auf einen Verfallsprozess ganz anderer Art verweist. Gemeint ist die mit der Neuansiedlung eingeleitete Auflösung alter Familientraditionen auf den meisten Höfen, daneben aber auch die ungesicherte Zukunftsperspektive der heute polnischen Nachbarhöfe. Natürlich konnten die polnischen Neusiedler in der relativ kurzen Zeit nicht wie die deutschen Nachbarn oder Vorgänger Hoftraditionen über viele Generationen entwickeln, und tatsächlich war ein Wechsel unter den polnischen Hofbesitzern keineswegs die Ausnahme. Dass aber angesichts der ungün-

stigen Agrarstruktur in Masuren⁷ und vor allem der erwarteten desaströsen Folgen des EU-Beitrittes⁸ Polens die Übernahme des Hofes durch die jüngere Generation oft unklar ist, gilt generell für die gesamte Region und nimmt die deutschen Höfe keineswegs aus. Auch hier sollte die Diskrepanz zwischen Stereotyp und Wirklichkeit keineswegs überraschen: bemerkenswerter erscheint vielmehr in der Aussage die semantische Nähe von Nachlässigkeit im Sinne der Erhaltung und Nutzung des Hofes für die bäuerliche Reproduktion und der Bewahrung für spätere Generationen. Beide Zuschreibungen lassen sich so leicht als Aspekte des übergeordneten Stereotyps der „polnischen Wirtschaft“ identifizieren.

Schließlich sei hier angemerkt, dass das ethnische Stereotyp von der „polnischen Wirtschaft“ keineswegs etwa erst unter den Bedingungen der Nachkriegszeit entstanden ist, sondern in den deutsch-polnischen Beziehungen, auch angesichts der üblichen Stabilität von Stereotypen, bereits eine ungewöhnlich lange Geschichte hat. So ist nachgewiesen, dass die Bezeichnung das erste Mal in Reisebeschreibungen des späten 18. Jahrhunderts auftaucht, dann aber erst im Zusammenhang der polnischen Teilungen mit dem Ziel der Legitimierung von Staatsmacht in den preußischen Teilungsgebieten ideologisch instrumentalisiert wurde (ORLOWSKI 1994), und auch später diente dieser „Karrierist“ unter den ethnischen Stereotypen ganz offensichtlich der Rechtfertigung staatlicher Macht, so nach der Reichsgründung 1871 in der Minderheitenpolitik und natürlich in der ideologischen Begleitung des militärischen Überfalles auf Polen, mit dem der Zweite Weltkrieg begann. Auch heute ist das Stereotyp durchaus noch in gleichsam „privatem“ Gebrauch, nach eigenen Beobachtungen unter Jüngeren weniger als unter Älteren, mit einer gewissen Reaktivierung als Folge der Öffnung der deutsch-polnischen Grenze nach dem Ende des Kalten Krieges.

4 „Polnische Sumpfbauern“ und „vernünftige Ukrainer“: Herkunft

Bereits der Verweis auf die regionale Herkunft von Individuen und Gruppen kann auf stereotype Weise eine soziale Kategorisierung bedeuten. Am

⁷ Gemeint sind die kleinbäuerlichen Strukturen mit selten über 15 ha Nutzfläche, der neben der Subsistenzproduktion relativ geringe Anteil der Vermarktung, der erhebliche Kapitalmangel der Betriebe bei geringem Grad der Mechanisierung, die weiten Entfernungen zu den urbanen Absatzmärkten, nicht zuletzt die meist mageren glazialen Böden und die kurze Vegetationsperiode.

⁸ Die polnische Landwirtschaft nimmt seit der Wende einen Großteil der verdeckten Arbeitslosigkeit auf. Eine in der EU zu erwartende Modernisierung mit erheblicher Vergrößerung der betrieblichen Nutzflächen nach westeuropäischem Vorbild würde zwangsläufig unsichere Perspektiven und vor allem höhere ländliche Arbeitslosigkeit zur Folge haben (RIBBE 1999). Daneben sind wegen der peripheren Lage innerhalb der EU auch die zukünftigen Absatzchancen als eher ungünstig einzuschätzen.

geläufigsten ist dies im Zusammenhang mit Witzen, in denen *dem Ostfriesen, dem Preußen oder dem Bayern, in Polen dem Goralen*⁹ – meist wenig schmeichelhafte – typische Eigenschaften zugeschrieben werden, aber durchaus ähnlich wird, ein Minimum an Kenntnissen in der Sozialökologie einer Stadt vorausgesetzt, oft von der Adresse einer Person auf zumindest deren sozialen Status, Ausbildung, Geschmack, vielleicht sogar die politische Orientierung geschlossen. So evoziert auch in ethnischen Stereotypen die geographische Herkunft spezifische Eigenschaften:

„... die [Polen, UM] kamen ja aus verschiedenen, verschiedenen Regionen her, aus verschiedenen Gebiet, also auch, äh, wo es, äh, sehr, also sehr feucht war, am Anfang. Wo Flüsse waren, ja. Und denn hat man das gesehen, an, an der Bearbeitung, am Pflügen, ja. Die ham immer denn so Beete gepflügt, ja, paar Fuhren so zu einem Beet jemaacht. Und denn von jedem Beet war denn ein Graben, ja, sozusagen, ja. So waren die es aus ihrer Heimat jewöhnt. Dort, wo es eine Niederung gab, ja. An Flussniederungen. Damit in diesen Gräben, in den Fuhren, ja, das Wasser stehen bleiben konnte.“

Natürlich brachten die polnischen Neusiedler nach dem Krieg die aus ihrer Heimat gewohnten Anbauformen mit und brauchten lange, bis sie sich an die neuen Bedingungen von Boden, Topographie und Klima gewöhnt hatten. Dass aber gerade die Sumpfbauern, die Ärmsten der Armen, als gleichsam repräsentativ für die polnischen Nachbarn genommen werden, ist doch aufschlussreich. Wird so doch auf eigentümliche Weise das Bild vom armen, unbedarften polnischen Bauern ausgemalt, der mit seinen rückständigen Anbaumethoden an den Anforderungen der modernen technisierten Agrarwirtschaft scheitert. Plastischer als im Konzept des zugezogenen Bauern, der die untauglichen Anbaumethoden einer völlig anderen Gegend gegen die altbewährten Gesetze lokaler und regionaler Produktionsverhältnisse durchzusetzen sucht, könnte das Bild vom Fremden in der ländlichen Gesellschaft kaum sein.

Interessant ist, dass das Stereotyp des rückständigen fremden Nachbarn aus der ersten Nachkriegszeit noch heute durchaus präsent ist, obwohl nachweislich längst eine Angleichung an die regionalen und lokalen Anbaumethoden stattgefunden hat und natürlich keine Entwässerungsgräben mehr angelegt werden, wo sie nicht hingehören. Die Möglichkeiten der Aktualisierung des Stereotyps vom fremden unkundigen Bauern sind allerdings vielfältig. So wurde in einem Interview auf die anhaltende Unfähigkeit polnischer Nachbarn hingewiesen, wichtige bewährte Termine für Feldbestellung und Ernte einzuhalten, so etwa den 20. September als spätesten

⁹ Die Bewohner der Beskiden im südlichen Polen, denen in unzähligen Witzen Hinterwäldlertum unterstellt wird.

Termin für die Aussaat von Wintergetreide, wohl weil man annahm, dass sie sich noch am Kalender der alten Heimat orientierten. Ähnliche Aussagen wurden bezüglich des Einsatzes von Kunstdünger und der richtigen Fruchtfolge in der Nachbarschaft gemacht.

Zweifellos gibt es in allen bäuerlichen Kulturen Außenseiter, die durch fehlenden Fleiß und Sorgfalt auffallen und sich dafür Spott und schlechtes Ansehen einhandeln. Dass sozialer Status und Zuweisung von Ehre nicht nur von fixen Produktionsfaktoren, vor allem Landbesitz und Ausstattung des Hofes, sondern auch vom Fleiß und davon abgeleiteten Größen wie der

Ernte abhängen, ist also durchaus üblich. Im hier beschriebenen Fall aber wird nicht nur bäuerliche Inkompetenz als generelles Merkmal ethnischer Zugehörigkeit angenommen, insofern unterscheidet sich die letzte Aussage nicht wesentlich von anderen zur „polnischen Wirtschaft“. Was daneben auffällt, ist, dass den polnischen Nachbarn noch immer die lokale Kompetenz einheimischer Bauern abgesprochen wird, jene Fähigkeit also, Landwirtschaft nach den ganz speziellen lokalen Bedingungen zu betreiben, die die Natur mit der nur hier vorfindbaren Komposition von Witterung, Klima, Boden, selbst Schädlingen, diktiert und wie sie durch langjährige Beobachtung und Erfahrung erworben und im Schatz bäuerlichen Wissens über die Generationen in der lokalen Gemeinschaft weitergegeben worden ist.

Nun ist nicht zu übersehen, dass inzwischen auch polnische Bauern ihre Höfe durchaus erfolgreich bewirtschaften, nicht zuletzt weil sie sich den alten lokalen Anbaumethoden in einem über 50-jährigen Lernprozess angepasst haben. Dass ihnen dennoch von den (älteren) deutschen Bauern die Anerkennung lokaler Kompetenz verweigert wird, lässt darauf schließen, dass sie in deren Augen weiterhin im Status des Fremden gehalten werden. Dahinter verbirgt sich offensichtlich nicht nur die archaisch-ländliche Vorstellung von der ländlichen Lebenswelt als einem geschlossenen ökologischen System von Mensch und Natur, in dem jeder Eingriff von außen bedrohliche Folgen haben muss: die Botschaft des Stereotyps ist außerdem, dass, da Fremde nicht Nachbarn sein können, die Einheimischen, also Deutschen, weiterhin die eigentlich rechtmäßigen Besitzer und Bewohner des Landes sind.

Nun ist es keineswegs so, dass auf alle „Fremde“ unterschiedslos ethnische Stereotype im Sinne entwertender Kategorisierung angewendet werden. Gelegentlich tauchen in den Interviews eigentümliche regionale und ethnische Differenzierungen auf:

„Ein paar [Ukrainer, UM] warn jewesen nachem Krieg. Die Ukrainer, wo von Galizien sind. ... Die jehörten früher mal zu Österreich. Das warn ganz vernünftige Bauern. Das war mal in A. [Ort, UM]. Wunder schön hat er jewirtschaftet, jleich den Acker in Ordnung jebracht, alles, alles ganz gut. Der wars jewöhnt. In Galizien, die ---, von Österreich,

die ham ja, die lebten sehr gut, wie noch war der Kaiser, Franz Josef, nich? ... War da in S. [Ort, UM] ein Pfarrer, der stammt auch aus Galizien, da. Der konnte perfekt Deutsch, konnte deutsch sprechen, deutsch lesen. ... Auch Lateinisch, auch gut. Der kam oft hier zu uns, immer. Der konnte deutsch sprechen, deutsch lesen, deutsch schreiben, alles konnte er.“

Tatsächlich genießen Ukrainer¹⁰ als „vernünftige Bauern“ unter den Deutschen in Masuren eine gewisse Anerkennung. Der Interviewauszug legt nahe, dass man in Galizien (Südpolen), das bis zum Ende des Ersten Weltkrieges zu Österreich gehörte und in dem man nahezu deutsche Verhältnisse vermutete, hohe Standards von Arbeitsmoral und Ordnungsliebe hatte. Diese Annahme wird unterstrichen durch die ästhetisierende Darstellung des Arbeitseifers des ukrainischen Nachbarn und die perfekten Deutsch-Kenntnisse des ebenfalls aus der Ukraine stammenden Pfarrers, von denen generalisierend auf alle anderen Kompetenzen geschlossen wird: „alles konnte er“. Offenbar suggeriert deutsche Sprachkompetenz als zentrales kulturelles Element gleichsam automatisch die gleichzeitige Verfügung über alle anderen Fähigkeiten, Einstellungen und Tugenden, die im Selbstbild der deutschen Minderheit ihren Platz haben.

Bei der – inhaltenden – Sympathie für die ukrainischen Nachbarn dürften allerdings auch jüngere historische Ereignisse eine Rolle spielen. Gemeint sind das militärische Bündnis zwischen der Deutschen Wehrmacht und ukrainischen Streitkräften gegen die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg, der nach dem Krieg anhaltende Widerstand gegen Rote Armee und polnisches Militär, natürlich auch die Deportation der ukrainischen Bevölkerung im Jahre 1947 im Rahmen der sog. „Aktion Weichsel“. Das Bewusstsein historischer Bündnispartnerschaft und gemeinsamer Opferrolle im „verlärms zur pölnischen Staatsbünnie ist unter aen Älteren aen deutchen Minderheit durchaus heute noch ein Teil des kollektiven Gedächtnisses und trägt so zu einem gewissen Maß an Solidarität und Sympathie bei, das sich eben auch in den „wohlwollenden“ ethnischen Stereotypen von den Ukrainern spiegelt.

5 „Heute hier, morgen da“: fehlende Kontinuität

Ethnische Stereotype von den polnischen Nachbarn betonen im Übrigen

¹⁰ Die Ukrainer stellten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Südostpolen eine starke ethnische Minderheit, die nach bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen mit der polnischen Armee 1947 im Zuge der sog. „Aktion Weichsel“ als Teil stalinistischer Pazifizierungsstrategie aus ihrer Heimat deportiert und über ganz Polen verteilt, vor allem aber in den ehemaligen deutschen Ostprovinzen, so also auch in Mauren und im Ermland, angesiedelt wurden.

häufig den unsteten Wechsel, der mit den Neusiedlern Einzug gehalten habe:

„Denn die, die nachem Krieg, die gekommen sind und die Höfe besetzt haben, die sind zum Teil dann wieder wechjemacht. Die dachten, es würd alles vom Himmel fallen, ja. Wie das nich vom Himmel jefallen is, da machten sie, dass sie verschwanden. Und dann kamen wieder andere. Wir ham hier einen Bauernhof, da is schon---. Der [deutsche, UM] Bauer fuhr unjefähr vor 15 Jahren wech, und da is schon der fünfte drauf.“

Der offensichtlich kritischen Bewertung des Besitzerwechsels auf manchen polnischen Höfen, der hier pars pro toto von einem Extrembeispiel auf die Gesamtheit aller polnischen Nachbarn übertragen wird, liegt natürlich der eigene Standard deutscher kleinbäuerlicher Familienbetriebe zugrunde, die z.T. seit Jahrhunderten in gerader Linie vom Vater auf den Sohn weiterge- reicht wurden. Indirekt wird damit – wiederum – die Legitimität polnischen Besitzes bestritten, denn (moralische) Rechtmäßigkeit jenseits aller Grund- bucheintragung ist im traditionellen Wertsystem bäuerlicher Gemeinschaft eben nur durch harte Arbeit und historische Kontinuität, hier lange Fa- miliengeschichte auf dem Hof, zu erwerben. Jedenfalls wird mit der Aus- sage mehr als deutlich gemacht, dass sich die masurische Landwirtschaft als Spielwiese „polnischer Glücksritter“, die gedacht hatten, die Ernte ohne harte Arbeit einzufahren, nicht eignet. Das wiederum paradiesische Bild der vom Himmel fallenden Ernte unterstreicht noch einmal den Aspekt von Fremdheit und kontrastiert so mit dem positiven Selbstbild des harten Über- lebenskampfes und gewachsener Verbundenheit mit Ort und Region.

Eine andere Konnotation des Bildes von den rasch wechselnden pol- nischen Nachbarn drängt sich auf. Gemeint ist das Stereotyp des vagabun- dierenden Fremden, das sich am deutlichsten im alten Klischee vom Zigeu- ner findet – ohne dass hier freilich die Ambivalenz faszinierender Exotik fremder Lebensformen und bedrohlicher sozialer Devianz erkennbar ist. Jedenfalls evozieren in vielen ländlichen Kulturen Personen ohne festen Wohnsitz vielfältige Ängste, die sich etwa in den Vorwürfen des Diebstahls spiegeln:

„Aber nach der Wende, es verschwindet Vieh von den Bauern, den Bauern von der Weide, ja. Und ich glaube nich, dass ein Deutscher sich dabei beteiligt. Nein! Ganz bestimmt nicht!“

Interessant ist, dass die eigentliche Aussage, nämlich dass hinter den Vieh- diebstählen Polen vermutet werden, gleichsam das Komplementär der ausgesprochenen Botschaft von der Ehrlichkeit der eigenen sozialen Gruppe darstellt. Eine offene Beschuldigung wäre vermutlich zu gewagt, zumal jegliche Beweise über die Beteiligung von Angehörigen der einen oder anderen ethnischen Gruppe völlig fehlen. So auch wird das eigentliche

Anliegen eines ethnischen Stereotyps deutlich, nämlich pauschalisierend über „die anderen“ und gleichzeitig über die eigene Gruppe zu reden. Das Thema im engeren Sinne, hier der Viehdiebstahl, ist dabei von untergeordneter Bedeutung, seine Relevanz liegt lediglich in der Illustration generalisierter Zuschreibungen an klar definierte Gruppen. Bei einem echten Interesse am Thema wäre im vorliegenden Fall sonst möglicherweise der Gedanke geäußert worden, dass Viehdiebstahl seit der Wende ein Zeichen zunehmender Armut auf dem Lande, vielleicht auch fehlender Gesetzestreue und liberalerer Polizeigewalt unter veränderten gesellschaftlichen und politischen Bedingungen sein könnte und dann jedenfalls alle Dorfbewohner in gleicher Weise – ohne Ansehung ihrer ethnischen Zugehörigkeit – dem Diebstahlsverdacht aussetzen würde.

Eine letzte Kategorie von ethnischen Stereotypen verbindet Raum und Zeit, Territorialität und Geschichte also, und macht so wertende Aussagen über die Kultur der Nachkriegszeit:

„Jetzt ist da auch keine Ordnung. Alle [Deutschen, UM] rausjefahren. Und das auch, viel, wissen Sie, die Ursache: Einer kommt vor hier, der andere kommt da, der eine so jesonnen, der andere so. Heute hier, morgen da, übermorgen schon wieder woanders. Dann die staatliche Arbeiten. Dann hat der hier Arbeit jehabt, da saß er hier. Bei einer Zeit wieder weg, woanders. Das bringt auch viel--- ... Sonst die Menschen kamen aus allerhand Richtungen, kamen die zusammen nach hier. Von ner Ukraine, Weißruß---, von da. Von, von Warschau, von Kurpien¹¹, na, von überall kamen die Leute doch. ... Und bis dass nachdem alles lang dann einjegliedert, das dauert Jahre lang. Das is nich so schnell wieder, wie manche machen.“

Sicherlich ist das alltagssprachliche Bild von der Pioniergesellschaft der ersten Nachkriegszeit, in der sehr unterschiedliche Einstellungen und Verhaltensstandards zusammentrafen, einigermaßen realistisch, auch die Einschätzung, dass Prozesse von Akkulturation und sozialer Integration lange Zeit (HECKMANN 1992, 162ff.), z.T. Generationen, brauchen. Wichtig ist hier aber die Wahrnehmung von Fremdheit als amorpher bunter Unvereinbarkeit unterschiedlicher Kulturen, unsteter Lebensentwürfe und vagabundierender Aufenthalte, während das Eigene anhaltend mit Ordnung, Gemeinsinn, Kontinuität und eben auch sozialer Integration assoziiert wird. Auch drängt sich die Vermutung auf, dass, wie Fremdheit statisch eine Sache der anderen ist, in der Wahrnehmung des Sprechers soziale Integration eine Leistung ist, die die Fremden allein, d.h. ohne Zutun der Einhei-

¹¹ Polnische Landschaft südöstlich Masurens, von wo ein Großteil der polnischen Neusiedler stammt, die gleich nach Kriegsende, meist auf eigene Faust, über die nahe alte deutsch-polnische Grenze kamen.

mischen, zu erbringen haben. Diese Einstellung gegenüber Fremden ist zwar verbreitet und prägt etwa auch die aktuelle Diskussion in Deutschland über die sozialen und politischen Voraussetzungen für eine Zuwanderung von Ausländern, muss aber angesichts der heutigen ethnischen Mehrheits- und Machtverhältnisse in Masuren, unter denen die „fremden“ Polen die Staatsethnie abgeben und die „einheimische“ deutsche Bevölkerung auf eine winzige Minderheit geschrumpft ist, einigermaßen weltfremd anmuten. Natürlich ist in diesem Zusammenhang einzuräumen, dass es die Deutschen der interviewten Alterskategorie schwer hatten, den massiven Einbruch fremder Lebenswelten in das alte Gleichmaß gewohnten Dorflebens zu verarbeiten. Dennoch haben auch sie ohne Frage ihren wichtigen Beitrag zur Neuformierung der dörflichen Nachkriegsgesellschaft in Masuren geleistet, und dies ist eine Leistung, die nicht unterschätzt werden sollte (MAI 2001). Um so mehr überrascht – nach über 50 Jahren – das Stereotyp von der Unvereinbarkeit unterschiedlicher fremder Kulturen in der Nachbarschaft, zudem aus der Perspektive des unbeteiligten Beobachters. Der Erhellung dieser eigentümlichen Diskrepanz zwischen neuer sozialer Wirklichkeit und altem ethnischen Stereotyp soll abschließend nachgegangen werden.

6 Ethnisches Stereotyp und interkulturelle Praxis

Tatsächlich hat sich die ältere Generation der deutschen Minderheit in Masuren ein durchaus eindrucksvolles Maß interkultureller Kompetenz erworben. So sind praktisch alle zweisprachig, auch wenn im Normalfall deutscher Akzent und Schwierigkeiten mit der polnischen Grammatik unverkennbar sind¹². Auch die Übernahme polnischer Sitten und Gebräuche, etwa der Essgebräuche, ist weit fortgeschritten – offensichtlich weiter, als dies den meisten selbst bewusst ist. Zweifellos spiegelt sich in diesem Umstand die gelungene soziale Integration der Deutschen in die nun von Polen und gelegentlich Ukrainern dominierte bäuerliche Nachbarschaft, zu der es in den schwierigen Zeiten des Sozialismus auch keine Alternative

¹² Die nach dem Krieg geborene jüngere Generation der deutschen Minderheit spricht, nicht zuletzt wegen des offiziellen Verbotes der deutschen Sprache in der ersten Nachkriegszeit, in der Regel weitaus besser polnisch als deutsch. Allerdings ist auch hier der Einfluss der Familiensituation unverkennbar. So haben gerade Kinder aus deutsch-polnischen Mischehen selten Kompetenz in der deutschen Sprache. In Familien mit deutschstämmigen Eltern wird dagegen zum Teil als Alltagssprache noch immer deutsch gesprochen. Dies gilt vor allem für die Kommunikation innerhalb der älteren Generation, zwischen den Generationen schon sehr viel weniger. Das Masurische, der alte polnische Dialekt also, der trotz intensiver Germanisierung von Teilen der Landbevölkerung bis in die Nachkriegszeit gesprochen wurde, ist dagegen praktisch verschwunden.

gab, zumal nach Flucht, Vertreibung und Aussiedlung der meisten deutschen Nachbarn. Die überlebenswichtigen Regeln bäuerlicher Reziprozität ließen auf die Dauer eine ethnisch getrennte Lebenspraxis nicht zu, und dies galt eben nicht nur für die Arbeit auf dem Felde, sondern, getragen von den dabei gemachten versöhnlichen Erfahrungen, bald auch für den reproduktiven Bereich, die persönlichen Kontakte nach Feierabend, gemeinsame Feste, besonders die Hochzeiten, zu denen nach altem Brauch unterschiedlos alle Nachbarn eingeladen waren und von denen noch heute, oft nostalgisch verklärt, schwärmerisch berichtet wird.

Vieles spricht dafür, dass die angesprochene interkulturelle Kompetenz der Angehörigen der deutschen Minderheit auch für den oft heiklen Umgang mit der sozialistischen Ökonomie knapper Güter galt, ebenso für die unausweichlichen Kontakte mit polnischer Obrigkeit und Bürokratie, zumal die durchaus übliche informelle Regelung persönlicher Anliegen die intime Kenntnis kultureller Freiheitsgrade, der Grenzen von Zumutung und Vertrauen voraussetzte (MAI 2001).

Freilich gab es keine echte Alternative zur polnischen Lebenspraxis, mit ihr zur kulturellen Anpassung als Überlebensstrategie: politischer, administrativer und alltäglicher Anpassungsdruck, sowie die Unmöglichkeit intraethnischer Solidarisierung verboten auf die Dauer effektive Verweigerungsstrategien. Um so mehr verwundert die Gleichzeitigkeit polnischer Lebenspraxis und deutscher Identität, wie sie sich in den geschilderten ethnischen Stereotypen spiegelt. Wie also ist dieser vermeintliche Widerspruch zu erklären?

An dieser Stelle soll nicht noch einmal die empirisch gut belegte generelle Resistenz von ethnischen Stereotypen gegen Erfahrung betont werden. Ethnische Fremdbilder werden als Teil kultureller Orientierung und als kognitive Oberfläche sozialer Identität gelernt und sind offensichtlich, wie alle Einstellungsmuster mit identifikativer Kraft, ungemein zählebig, auch gegen „besseres Wissen“. Bei der Betrachtung der besonderen historischen und biographischen Situation in Masuren drängen sich allerdings Umstände auf, die zu einer Stärkung und Rigidisierung der ethnischen Stereotype zusätzlich beigetragen haben dürften. Gemeint ist nicht nur die völlige Unversöhnlichkeit der durch Ideologisierung und Kriegserfahrungen genährten Feindbilder beider Seiten, sondern für die zurückgebliebenen Deutschen die erschütternden Nachkriegserfahrungen von persönlicher und kollektiver Diskriminierung, Erniedrigung und Demütigung. Traumatische Gewalterfahrungen bei Kriegsende und in der ersten Nachkriegszeit, der völlige Zusammenbruch lebensweltlicher Gewissheiten, nicht zuletzt die kollektiven Schuldzuweisungen für die Folgen eines verbrecherischen Krieges, mussten zu einer eklatanten Destabilisierung der Persönlichkeit führen. Die meisten suchten dieser Krise durch die Aussiedlung nach

Deutschland zu entkommen¹³. Wer sich entschied zu bleiben, sah unter der Wucht gelebter Erniedrigung im Glauben an die alten Stereotype – und das heißt eben auch an die Überlegenheit der eigenen sozialen Gruppe und deren Kultur – die einzige Möglichkeit der Wahrung von Selbstachtung und damit psychischer Überlebensfähigkeit. In diesem Sinne also leisten die analysierten ethnischen Stereotype einen wichtigen Beitrag zur sonst bedrohten sozialen und personalen Identität. Dabei ist relativ unwesentlich, dass die Stereotype nicht „stimmen“: ihre psychohygienische Funktion setzt in vielen Fällen nahezu die Diskrepanz von Wirklichkeit bzw. Erfahrung und Stereotyp voraus.

Die Öffentlichkeit demokratischer Gesellschaften pflegt zu Recht empfindlich auf ethnische Stereotype, gleichsam als Beleg fremdenfeindlicher Gesinnung, in der Bevölkerung zu reagieren. Aus diesem Grund auch findet gerade die Stereotypenforschung in der letzten Zeit neue Beachtung. Doch erfasst, wie das masurische Beispiel zeigt, eine isolierte Betrachtung von Stereotypen nur einen Teil sozialer Realität. Vielmehr scheint es dringend notwendig, soziales Handeln, also auch die tatsächlichen Erfahrungen mit den Fremden und deren Sedimentationen im Kanon persönlichen und kollektiven Gedächtnisses, als Teil sozialer Wirklichkeit zu beachten. Dies bedeutet aber, dass man sich hüten sollte, das Vorhandensein von Fremdenfeindlichkeit allein von ethnischen Stereotypen abzuleiten. Jedenfalls verbietet die versöhnliche Alltagspraxis der Deutschen in Masuren mit ihren polnischen Nachbarn einen voreiligen Rückschluss auf Fremdenfeindlichkeit¹⁴.

Literaturverzeichnis

- BELZYT, L. 1996: Zur Frage des nationalen Bewusstseins der Masuren im 19. und 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 45, S. 35–71.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR VERTRIEBENE (Hrsg.) 1953: Dokumentation der Vertreibung der

¹³ Natürlich hat es für die Aussiedlung auch andere, etwa materielle, Motive gegeben. Außerdem spielte die Familienzusammenführung eine wichtige Rolle. Vieles spricht dafür, dass sich gerade „starke Persönlichkeiten“, die sich nach dem Kriege mit Zuversicht, Energie und wohl auch einem gewissen Maß an Neugier den fremden Verhältnissen stellten, zum Bleiben entschieden. Im Übrigen ist im Fach Geographie der Universität Bielefeld zum bislang unbearbeiteten komplexen Thema der Bleibemotive von Angehörigen der deutschen Minderheit ein Forschungsprojekt angelaufen.

¹⁴ Obwohl dies nicht Gegenstand der Untersuchungen war, ist an dieser Stelle anzumerken, dass die jüngeren Generationen von Deutschen in Masuren, soweit sie überhaupt noch eine deutsche Identität bewahrt haben, unbelastet von den alten Ideologien und Gewalterfahrungen. Selbst- und Fremdbilder entwickelt haben, die weitaus freundlicher mit den polnischen Nachbarn umgehen.

Deutschen aus Ostmitteleuropa. Bonn.

- CZYZEWSKI, M., M. DRESCHER, E. GÜLICH, H. HAUSENDORF 1995: Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Theoretische und methodologische Aspekte. In: CZYZEWSKI, M., E. GÜLICH, H. HAUSENDORF, M. KASTNER (Hrsg.): Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa. Opladen, S. 11–81.
- FLICK, U. 1999: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek.
- HECKMANN, F. 1992: Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen. Stuttgart.
- KLIER, F. 1998: Verschleppt ans Ende der Welt. Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern. Berlin.
- MAI, U. 1998: Symbolwelten in ethnisch gemischten Räumen. Empirische Befunde aus Masuren. In: KEMPER, F.-J., P. GANS (Hrsg.): Ethnische Minoritäten in Europa und Amerika. Berlin, S. 119–132. (= Berliner Geographische Arbeiten, 86)
- MAI, U. 2001: „Es ging schwer, aber es musste sein“. Krisenbewältigung von Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren nach 1945. In: MAI, U. (Bearb.): Heimat und Ethnizität. Über den Umgang mit Fremdheit in Masuren und Schlesien nach dem Zweiten Weltkrieg. Lüneburg, S. 195–219. (= Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte, N.F. Bd. VIII/1999, H. 1).
- MARTIN, B. 1998: Masuren – Mythos und Geschichte. Karlsruhe. (= Herrenalber Forum, 22).
- MEAD, G.H. 1969: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie. Frankfurt.
- ORLOWSKI, H. 1994: „Polnische Wirtschaft“ – Karriere eines Stereotyps. In: GRUCZA, F. (Hrsg.): Vorurteile zwischen Deutschen und Polen. Warschau, S. 92–106.
- OSTERGARD, U. 1991: Feindbilder und Vorurteile in der dänischen Öffentlichkeit. In: TRAUTMANN, G. (Hrsg.): Die hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn. Darmstadt, S. 145–166.
- RIBBE, L. 1999: Landwirtschaft: Das Land der Störke. Warschau.
- WINTERMANTEL, M. 1994: Stereotype und Vorurteile aus sozialpsychologischer Sicht. In: GRUCZA, F. (Hrsg.): Vorurteile zwischen Deutschen und Polen. Warschau, S. 83–91.